

Welttexte und Textwelten

Norbert Richard WOLF

Abschiedsvorlesung am 8. Februar 2008

Habent sua fata dies festi.

Auch die Feste haben ihr Schicksal.

Es ist vielen Zeitgenossen seit einiger Zeit bekannt gewesen, dass ich mich entschlossen habe, mit dem Wintersemester 2007/08 aus dem aktiven Leben eines Professors an der Julius-Maximilians-Universität zu scheiden. Ich habe das möglichst vielen meiner Mitmenschen mitgeteilt und ihnen den Auftrag gegeben, mich an meine frühere Absichtsäußerung zu erinnern, falls ich im Alter von 64½ Jahren begänne, mich für unersetzlich zu halten. Letzteres ist mir glücklicherweise erspart geblieben.

Andere Schicksalsschläge hingegen nicht: Meine Kollegen und Freunde Johannes Schwitalla und Werner Wegstein wurden konspirativ tätig, sie legten den heutigen Termin fest, sie buchten die Neubaukirche, sie engagierten den Domorganisten, sie verpflichteten eine Reihe von Rednern und Rednerinnen, die alle nur Gutes über mich sagen durften. Dies alles erinnert, vermutlich nicht nur mich, an ein Requiem oder gar an ein Begräbnis; der einzige Unterschied zu solchen Veranstaltungen ist der, dass der Abgetretene all die schönen Worte hören und sich darüber freuen kann. Dass so viele Mitmenschen in den unterschiedlichsten Funktionen eine so gute Meinung von mir haben, habe ich einerseits nie vermutet, auch nicht gehofft, andererseits – das gestehe ich gerne – ist es doch ein gutes Gefühl, ein Gefühl ganz tief empfundener Freude, dass einige Mitmenschen meine 64-semesterige Tätigkeit an der Alma Julia nicht für ganz missglückt halten. Ich betrachte es immer noch als ein besonderes Privileg, als Professor das Fach ‚Deutsche Sprachwissenschaft‘ vertreten zu dürfen; und ich betrachte es immer noch als ein Privileg, dieses herrliche Fach an der Universität Würzburg vertreten zu dürfen.

Zu den Geschäften eines Professors gehören Forschung und Lehre. Und gerade in unserem Metier gehört die Vorlesung immer noch zu den vornehmsten Aufgaben der Lehre. So ist es üblich, zu Beginn der Tätigkeit als Professor eine Antrittsvorlesung zu halten. Nach den Regeln der deutschen Wortbildung müsste dann die letzte Vorlesung die *Abtrittsvorlesung* sein. Wir kennen das Verbum *antreten* und das Verbum *abtreten*; durch die semantisch oppositiven Präfixe bilden auch die beiden Verben eine semantische Opposition. Man möchte annehmen, dass dann die impliziten Ableitungen von den beiden Verben, die Nomina actionis *Antritt* und *Abtritt* ebenfalls eine semantische Opposition bilden. Dass dem nicht so ist, hat seine Ursache in der oft zu beobachtbaren Tatsache, dass sprachliche Systeme nur ganz selten symmetrisch strukturiert sind.

Wir erinnern uns vielleicht noch an den verzweifelten Versuch einer Frau vor etwa 20 Jahren, die Anrede von *Frau XY* in *Dame XY* umzuwandeln, da es ja auch *Herr XY* und nicht *Mann XY* heiße. In diesem Fall hat das höchste deutsche Gericht der Dame erklärt, dass Sie immer *Frau XY* heißen werde, weil eben sprachliche Systeme nicht durchgehend symmetrisch gebaut seien (vgl. Zimmer 1986:67ff.). Und es erinnert an den

nicht sehr glücklichen Versuch einer hiesigen Zeitung, für das Gelände der Leighton Barracks einen neuen Namen zu finden; einer der erfolgreichsten Vorschläge lautete *Männerland* (als Gegenstück zum nahegelegenen Frauenland), wo es doch zumindest *Herrenland* hätte heißen können.

Mit anderen Worten – Sie haben das natürlich alle schon längst durchschaut und erfasst –, das Substantiv *Abtritt* ist zumindest zweideutig, sodass das Kompositum *Abtrittsvorlesung* möglicherweise heute gut passen würde, aber wohl doch unpassend wäre, zumindest aus Sicht des Vortragenden.

Die heutige Vorlesung beendet nicht nur eine 64-semesterige Lehrtätigkeit, sondern auch meine Vorlesung des zu Ende gehenden Wintersemesters, die als letzter Teil eines viersemestrigen Zyklus ‚Die Struktur der deutschen Gegenwartssprache‘ die sprachliche Einheit und das sprachliche Superzeichen ‚Text‘ zum Thema hat. Ursprünglich, d.h. damals, als ich noch der Meinung war, dass ich selber entscheiden dürfe, wollte ich diese abschließende Vorlesung einfach am letzten regulären Vorlesungstag, also am Donnerstag um 11 Uhr halten. Dies jedoch wurde mir, wie schon gesagt, verwehrt, und so muss ich das geneigte Publikum bitten, das, was ich heute ausführen werde, in seiner Fragmentarität zu akzeptieren.

Beginnen wir mit einem Textstück, das den heutigen Anlass auf vielfältige Weise sprachkünstlerisch zu gestalten scheint. Wir nehmen ein Stück ‚Weltliteratur‘ – ich werde auf dieses Wort später zurückkommen –, und gehen zum 5. Akt von Goethes ‚Faust II‘. Mit V. 11288 beginnt eine neue Szene, die mit dem Hinweis ‚Tiefe Nacht‘ überschrieben ist. Der Türmer Lynceus steht *auf der Schloßwarte* und singt:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen
Gefällt mir die Welt.

Den Text habe ich der ‚Münchener Ausgabe‘ entnommen, weil von den modernen Editionen nur sie die historische Schreibweise widerspiegelt.

Goethe beginnt mit drei Partizipkonstruktionen, deren syntaktischer Status offen bleibt. Es können nicht Adverbialbestimmungen zum ersten vollständigen Satz (*Gefällt mir die Welt*) sein, denn in diesem Fall würden sie sich auf das Subjekt dieses Satzes beziehen; hier aber ist *die Welt* das Subjekt, und die kann nicht *Zum Sehen geboren* oder *Zum Schauen bestellt* sein. D.h., dass die ersten drei Partizipkonstruktionen gewissermaßen als Nominativi pendentes, als freie Nominativgruppen Sachverhalte so allgemein wie möglich, ohne Nennung betroffener Personen benennen. Gleichwohl macht die Spitzenposition des finiten Verbs in V. 4 deutlich, dass der Text davor insgesamt als ein Satzglied anzusehen ist. Welche syntaktische und – noch deutlicher – welche semantische Funktion die drei ersten Verse im gesamten Gefüge haben, wird nicht gesagt; den Zusammenhang, dessen Bestehen explizit formuliert wird, müssen der Leser oder der Hörer selbst rekonstruieren.

Goethe beschreibt hier einerseits eine Eigenschaft des Menschen allgemein, welcher eben *zum Sehen geboren* ist und andererseits das Amt des Türmers, welcher *zum Schauen bestellt* ist. Die Fähigkeit des Sehens eine naturgegebene Fähigkeit, das *Schauen* hingegen ist eine Handlung, die ein Subjekt bewusst ausführt. Goethe nutzt hier die Opposition zwischen zwei Verben, die unterschiedlichen semantischen Klassen angehören. *Sehen* ist ein „Bewusstseinsverb“, also ein Verb der Perzeption und der Kognition ohne das Merkmal „Intention“. Andere Bewusstseinsverben sind *hören* oder *riechen*.

Demgegenüber ist *schauen* ein „Aktionsverb“, mithin ein Verb, das eine intentionale Handlung ausdrückt. Andere Aktionsverben sind *horchen* oder *schnüffeln*.

Der Mensch kommt also – dies haben wir von Goethe gelernt – als ein Wesen, das mit wahrnehmenden Sinnen ausgestattet ist, auf die Welt; die Sinne befähigen den Menschen, die Welt wahrzunehmen. Doch handeln muss er wollen; die Welt aufgrund der Wahrnehmungen zu interpretieren, zu bewerten und zu gestalten, dazu bedarf es gewissermaßen eines Amtes. Und genau dies sagt der Türmer Lynceus: Er ist

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt.

Goethe hat die Figur des Lynceus nicht erfunden, sondern der antiken Mythologie entnommen. Eine der wichtigsten Quellen für sein mythologisches Wissen war Benjamin Hederichs ‚Gründliches mythologisches Lexikon‘ (Leipzig 1770). Beim zweiten Lemma *Lyncevs* (es gibt mehrere Figuren dieses Namens) können wir dann lesen:

„LYNCÊVS [...] hatte so ein scharfes Gesicht, daß er auch sehen konnte, was unter der Erde verborgen lag. [...] Er soll damit durch die Eichen, [...] ja selbst durch den Himmel, das Meer und des Pluto Aufenthalt haben hinweg dringen, [...] . und es bey finsterner Nacht so wohl, als bey Tage brauchen können.“

In nahezu zeitgenössischem Deutsch formuliert Herbert Hunger in seinem ‚Lexikon der griechischen und römischen Mythologie‘:

„L[ynkeus] ist wegen seines scharfen Auges berühmt, mit dem er sogar feste Gegenstände wie Bäume, Steine oder Erde durchdringen kann. Vom Taygetos aus sieht er weithin ins Land. Seine Sehschärfe war sprichwörtlich.“

Es überrascht daher etwas, wenn der berühmte und weitem gerühmte Faust-Kommentar Albrecht Schönes in der ‚Frankfurter Ausgabe‘ des Deutschen Klassiker-Verlags notiert:

„Der ‚luchsäugige‘ Turmwächter [...] singt hier von dem was er bei *Tiefer Nacht* sieht (in der freilich *der Mond und die Sterne* scheinen).“

Das Adjektiv *luchsäugig* spielt auf die Etymologie des Namens *Lynceus* an, der vom griech. Wort *lynx* ‚Luchs‘ abgeleitet ist, dessen scharfes Auge ja heute noch sprichwörtlich ist. Wenn also der luchsäugige Lynceus in finsterner Nacht in die nähere und fernere Umgebung blickt, dann hindert ihn die *Finstere Nacht* sicherlich nicht, das Wesentliche zu sehen und zu erfassen, und er bedarf nicht *des Mondes und der Sterne*, um etwas zu erblicken. Kehren wir zum Gesang des Lynceus zurück. Dazu notiert besagter Kommentar:

„Goethes Sprachgebrauch unterscheidet die unreflektierte Sinneswahrnehmung *Sehen* (im Goethe-Wörterbuch dafür mehr als 11000 Belege) von einem entschieden anspruchsvolleren: das Wesen der Erscheinungen erfassenden *Schauen* (600 Belege).“

Wir können an dieser Stelle eine häufig anzutreffende Eigenart der Goethe-Philologie beobachten: Alles, was dem Kommentator groß, tief und bedeutend vorkommt, wird Goethes Genialität zugeschrieben. Der Unterschied zwischen *sehen* und *schauen* ist keine Eigenart von „Goethes Sprachgebrauch“, sondern ist Teil des alltäglichen Wortschatzes und war das schon zur Goethe-Zeit. Der große Lexikograph der Goethe-Zeit, Johann Christoph Adelung, bucht s.v. *schauen* in seinem ‚Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart‘ als Hauptbedeutung:

1) Mit scharfer Aufmerksamkeit sehen, genau sehen, ingleichen besichtigen; in welcher Bedeutung es eigentlich ein Intensivum von sehen ist, welche Intension von dem stärkern Zischlaute sch herrühret.

Es geht also im Lied des Lynceus nicht um einen wertenden Vergleich zweier Verben, sondern um eine semantische Differenz, wie sie in jeder natürlichen Sprache mehrfach begegnet. Dem Kommentator hätte also die sprachwissenschaftliche Nüchternheit nicht geschadet, zumal da die dortige Überinterpretation sicherlich nicht notwendig ist. Goethe nutzt – und das ist ein Zeichen für einen großen Autor – die sprachlichen Möglichkeiten intensiv und extensiv; der berühmte Sprachwissenschaftler Eugenio Coseriu (1994:147) meint sogar, dass die „dichterische Sprache“ die „Sprache schlechthin“ ist, „denn nur in ihr findet man die volle Entfaltung aller sprachlichen Möglichkeiten“.

Gerade das zeigt sich auch im Lied des Lynceus: Hier wird nicht nur die Opposition zwischen zwei synonymen Verben ausgenutzt, sondern diese Opposition wird darüber hinaus syntagmatisch erweitert. Die beiden substantivierten Infinitive stehen jeweils in einer Präpositionalphrase als finale Adverbialangaben in den Partizipkonstruktionen. Nicht nur *Sehen* und *Schauen* drücken den Gegensatz zwischen Vorgang und Handlung aus, sondern auch *geboren* und *bestellt*. *Geboren werden* ist ein natürlicher Vorgang; *bestellt werden* ist eine gesellschaftliche Handlung. Der luchsäugige Lynceus hat sein „scharfes Gesicht“ (so Hederichs Formulierung) als natürliche Gabe erhalten; sein Amt als Türmer wurde ihm als Auftrag gegeben. Deshalb ist er auch *Dem Thurme geschworen*; dies ist eine Formulierung, die uns heute, etwa 200 Jahre nach dem Entstehen des Liedes, nicht mehr ganz geläufig ist.

Im Grimmschen Wörterbuch lesen wir zum Stichwort *geschworen*, das hier als Adjektiv bezeichnet wird, dass es auch aktivisch verwendet wird:

mit activer bedeutung 'der geschworen hat', zu einem amte oder einer verrichtung in eid und pflicht genommen ist.

Und als einer der beiden Kontextbelege für die Verwendung mit dativischer Valenzstelle bringt das Wörterbuch neben dem Lynceus-Zitat eine Stelle aus einem Weistum des 16. Jahrhunderts:

mit dativ: die schran (das gericht) berufen und besetzen mit den zwelf mannen, so im und der herrschaft gesworn sind. östr. weisth. 6, 60, 13 (16. jh.).

Ähnliches bucht auch Goethes Zeitgenosse Adelung:

Ein Geschworne, [...], in vielen Fällen, jemand, welcher geschworen hat, doch nur in engerer Bedeutung, ein beeidigter Aufseher, Richter u.s.f. denn beeidigte Bürger, Soldaten u.s.f. heißen so nicht. Es gehöret hier zu den vielen Ausnahmen von der Regel, wo die passiven Mittelwörter eine thätige Bedeutung haben.

Dem Thurme geschworen: Das Substantiv *Thurm* wird metonymisch für das Amt des Türmers verwendet, und für dieses Amt ist Lynceus „in eid und pflicht genommen“ worden (wie dies das Grimmsche Wörterbuch paraphrasiert).

Nun wird deutlich: Das erste zusammenfassende Urteil des Türmers

Gefällt mir die Welt.

kann Lynceus abgeben, weil er von der Natur dazu begabt, von der Gesellschaft dazu bestimmt und aufgrund eines Eides dazu verpflichtet ist.

In der Folge expliziert Lynceus sein Urteil:

Ich blick in die Ferne,
 Ich seh in der Näh,
 Den Mond und die Sterne,
 Den Wald und das Reh.
 So seh ich in allen
 Die ewige Zier
 Und wie mir's gefallen
 Gefall ich auch mir.

Er wirft einen kurzen Blick *in die Ferne*, man vgl. das Interpretament zum Verbum *blicken* in Adelungs Wörterbuch:

Schnell, mit einer einzigen Bewegung der Augen sehen. Ich blickte nur dahin, so ward ich es gewahr. Nach etwas blicken. Seitwärts blicken.

Und schon sieht Lynceus *in der Näh*

Den Mond und die Sterne,
 Den Wald und das Reh.

Dies alles wird – wir haben hier eine andere Bedeutung des Verbuns *sehen* vor uns, darauf deutet auch die Syntax: *etwas in etwas sehen* – als *die ewige Zier* beurteilt. Und genau so, wie die Natur dem Türmer gefällt, genau so sieht er sich.

Dorothea Hölscher-Lohmeyer, die Kommentatorin des Faust-Bandes in der ‚Münchener Ausgabe‘ notiert zum ganzen Lied:

„In der Weise des mittelalterlichen Türmers sein Abendlied anstimmend; hier Chiffre für den die Welt in ihrer Gesetzlichkeit Schauenden, der, im Unterschied zu Faust, dem Handelnden, unverstrickt sich ihrer Ordnung freuen und von ihr dichterisch singen kann.“ (S. 1112f.)

Mir ist nicht ganz klar, wo hier Lynceus von der Gesetzlichkeit der Welt spricht. Er blickt in die Ferne, und er sieht in der Nähe *Den Mond und die Sterne, / Den Wald und das Reh*, also einfache, um nicht zu sagen triviale Naturphänomene, oben und unten. Und dies alles interpretiert er als *Die ewige Zier*. Auch der Betrachter, der Schauende — der Vergleichssatz *wie mir's gefallen* macht es deutlich — sieht sich als Teil dieser einfachen Natur und gefällt sich deshalb in gleichem Maße. In der ‚Frankfurter Ausgabe‘ ist zu lesen:

„Der Türmer *hoch* auf der Schloßwarte (unsichtbar wohl bei tiefer Nacht, nur seine Stimme vernimmt man in ihrem seligen Einklang mit sich selbst) ...“ (S. 728)

Auch diesem Kommentator täte ein schärferer und vielleicht etwas weniger begeisterter Blick gut, vielleicht auch auf die eigenen Formulierungen: Man könnte vielleicht noch meinen, dass der Sänger mit sich selber im Einklang ist; aber dass die Stimme sich „in ihrem seligen Einklang mit sich selbst“ befindet, das geben weder die Syntax noch der Wortschatz her.

In den letzten vier Versen wechselt der Sänger vom *Ich* zum Anredepronomen

Ihr:
 Ihr glücklichen Augen,
 Was je ihr gesehn,
 Es sey wie es wolle,
 Es war doch so schön!

Das Wahrnehmungsorgan des Sehenden und Schauenden wird angesprochen. Die beiden Linguisten Robert-Alain de Beaugrande und Wolfgang Dressler haben in ihrer Einführung in die Textlinguistik sieben „Kriterien der Textualität“ formuliert, von denen das siebte die „Intertextualität“ ist, also die Beziehung zum Kosmos aller bislang geäußerten und noch bewussten Texte. Wir unterscheiden

- typologische Intertextualität, der Bezug auf textuelle Muster, auf literarische Gattungen, auf Textsorten oder Textarten,
- referentielle Intertextualität, etwa die Nutzung von Anspielungen, Zitaten oder literarischen Motiven.

Man möchte meinen, dass Goethe hier im Sinn einer referentiellen Intertextualität auf Platon anspielt, der in seiner ‚Politeia‘ von den „Augen als dem Schönsten“ (Platon 1998) spricht, eine Beurteilung, die nicht nur die Freude am Sehen, sondern auch die Wichtigkeit des Schauens ausdrückt.

Die *Augen* des Lynceus haben *gesehen*; das Ich schaut auf das Gesehene, bewertet es: *Es war doch so schön!* Das Blicken und das Schauen, das zunächst im atemporalen Präsens formuliert wird, wird durch das Präteritum im letzten Vers des Liedes zur Rückschau. Dorothea Hölscher-Lohmeyer annotiert das Tempus:

„Das Imperfekt ‚war‘ meint nicht das Präteritum, die schöne Vergangenheit, die jetzt vorbei ist; es ist der Rückblick auf das Immerwährende, erfahren in dem gegenwärtigen Anblick der Welt.“ (S. 1113)

Wiederum ein Stück Professoren-Poesie möchte man sagen, die den kommentierten Text an unverständlicher und unverständlicher Poetizität übertreffen möchte. Abgesehen davon, dass ich die Rede vom „Rückblick auf das Immerwährende“ nicht verstehe, muss man das Lied in seinem Kontext, in Sonderheit auf das Nachfolgende sehen und lesen:

(Pause)

Nicht allein mich zu ergötzen
 Bin ich hier so hoch gestellt;
 Welch ein gräuliches Entsetzen
 Droht mir aus der finstern Welt!

Nach einer *Pause* wechselt Lynceus den Ton: Vom Präteritum geht es in das Präsens, das mit der Verbform *Droht* auf die Gegenwart referiert. Lynceus sagt zudem, dass er sich nicht nur *ergötzen* darf. Mit dem Infinitiv reimt die Infinitivkonversion *Entsetzen*; der Endreim fügt die beiden reimenden Wörter eng zusammen, wodurch der semantische Kontrast zwischen den beiden Emotionswörtern deutlich hörbar wird. Als Substantivierung kann das *Entsetzen* Subjekt zum Verbum *drohen* sein, und das kommt *aus der finstern Welt*, die nicht mehr vom *Mond* und den *Sternen* beleuchtet ist.

Mit anderen Worten: Das, was der Schauende bewertet, ist die schöne Vergangenheit, die in deutlichem Kontrast zur *gräulichen* Gegenwart steht. Das Präteritum ist auch hier das „Tempus der Erinnerung“ (wie dies Hennig Brinkmann formuliert hat); es schafft eine deutliche und eindeutige Distanz zur Gegenwart. Das was *war*, *war* in der Vorzeit, in der Zeit vor dem Sprechzeitpunkt und hat kaum Relevanz für die Gegenwart, in der Schreckliches geschieht.

Der „Wechsel der Töne“ (Schöne 2005:728) wird besonders durch die unterschiedlichen Metren signalisiert: Der Liedvers ist durch zwei Takte, und zwar einen

Jambus und einen Anapäst, mit abwechselnd weiblicher und männlicher Kadenz gekennzeichnet:

/ /
 Zum **Sehen** geboren,
 / /
 Zum **Schauen** bestellt

Die nachfolgende Teichoskopie (bzw. Mauerschau) ist in viertaktigen Trochäen, ebenfalls mit abwechselnder Kadenz geschrieben:

/ / / /
Nicht allein mich **zu** ergötzen
 / / / /
Bin ich **hier** so **hoch** gestellt

Wir haben bis jetzt zur Analyse des Textstückes nahezu alle Teildisziplinen der Sprachwissenschaft (im engeren Sinne) herangezogen: Syntax, Wort- und Textsemantik, Morphologie und Phonologie. Wir haben dies getan, um die Konstitution des sprachlichen Superzeichens „Text“ mit dem hierfür nötigen Instrumentarium zu beschreiben. Wir haben gesehen, dass und wie der Türmer Lynceus eine Welt kreiert, die mit der gegenwärtigen Welt, in die Goethe seine Figur stellt, in deutlichem Kontrast steht. Goethe, von dem ja auch das Lied des Lynceus stammt, hat im Sinne Coserius die „Sprache in ihrer vollen Funktionalität“ eingesetzt, um die zwei Welten zu erschaffen.

Auch wenn das Kompositum nicht von ihm stammt, Goethe hat den Begriff ‚Weltliteratur‘ gewissermaßen definiert und, wie Hendrik Birus im ‚Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft‘ formuliert, durch seine „Begriffsprägung“ bewirkt, dass sich dieser Begriff „weltweit durchgesetzt hat“. Birus vermerkt auch, dass in der Alltagssprache die „Bezeichnung *Weltliteratur* [...] in doppelter Bedeutung gebraucht wird:

- „(1) Quantitativ meint sie die Gesamtheit der Literaturen bzw. der literarischen Werke der ganzen Welt [...].
- (2) Qualitativ meint sie die international anerkannten Spitzenwerke unter ihnen.“

Zumindest in qualitativer Hinsicht ist das Lied des Türmers ein Stück Weltliteratur, ein Welttext. Das Substantiv *Welt* wird heute oft wie ein stark positiv wertendes Präfix verwendet:

Weltdame, Weltmann, Weltelite, Welterfolg, Weltklasse, Weltstar, Weltwunder.

Die Ausgangspunkte für diese Bedeutung sind klar; es ist einerseits die Fügung (*Dame, Mann*) *von Welt*, andererseits ‚in der ganzen Welt anerkannt‘. Das Grimmsche Wörterbuch bucht einen Beleg für *Weltfrau* aus dem Jahre 1828:

die frau werbehauptmannin ... war ... eine ... feine weltfrau (1828)

Die *frau werbehauptmannin* war also eine Frau von Welt mit feinen Manieren und gutem Auftreten. Ein Welttext ist also ein Text, der in der ganzen Welt anerkannt ist, somit ein Spitzentext. Ein Welttext wie der unsere erzeugt mit ganz speziellen und vielfältigen sprachlichen Mitteln eine Textwelt, die – ich variere den Gedanken – ihre Erscheinungsform der jeweiligen Auswahl aus den sprachlichen Mitteln und Möglichkeiten verdankt. Weltliteratur muss, um in der ganzen Welt von möglichst vielen Menschen verstanden zu werden, in andere Sprachen übersetzt werden. Dies ist natürlich auch mit Goethes ‚Faust‘ geschehen. Im Jahre 1976 erschien eine vollständige Übersetzung beider Teile von

Walter Arndt (geb. 1906, Professor der russischen Literaturgeschichte am Dartmouth College und Übersetzer deutscher und russischer Literatur). Die ersten beiden Verse des Liedes lauten hier:

To seeing born,
To scanning called.

Arndt ist bestrebt, sowohl das Metrum als auch die Wortfolge des Originals nachzubilden; den Preis dafür zahlt er mit dem Wortschatz: *scanning* ist sicherlich nur teilweise geeignet, das deutsche *Schauen* adäquat wiederzugeben. Ganz anders geht Philip Wayne vor, dessen Übersetzung 1959 erschienen ist:

A look-out born,
Employed for my sight.

1890 übersetzte Bayard Taylor:

For seeing intended,
Employed for my sight.

Schließlich Anna Swanwick 1902:

Keen vision my birth-dower,
I'm placed on this height.

Und die französische Prosa-Übersetzung von M. Henri Blaze (Paris 1847) lautet:

Né pour voir, placé pour observer.

Es geht mir hier nicht um Übersetzungskritik, sondern nur um eine einfache Feststellung: Jede Übersetzung in eine andere Sprache erzeugt, aus teilweise unterschiedlichen Gründen, eine andere Textwelt. Wir kommen hier an die Grenzen der Übersetzung und des Übersetzens. Zwar können wir jeden Sachverhalt wohl in allen oder in den meisten Sprachen ausdrücken, doch geschieht dies – ich wiederhole dies bewusst – mit ganz unterschiedlichen sprachlichen Mitteln, sodass die Konstruktion von Welt ganz unterschiedlich ausfällt. Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, die Strukturierung von Textwelten zu rekonstruieren und das Werkzeug dafür zur Verfügung zu stellen. Die unterschiedliche Weltgestaltung durch unterschiedliche Sprachen kann auch für die Satire verwendet werden:

Im Magazin der ‚Süddeutschen Zeitung‘ vom 18. Januar 2008 war zu lesen (S. 6):

„Wie heißt First Lady auf Französisch?“ – „Femme fatale.“

An dieser Stelle möchte ich auf ein Problem eingehen, das in jüngster Zeit aufs Neue virulent geworden ist und das im Augenblick nicht nur in der akademischen Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wird: Es hat den Anschein, dass das Deutsche als Wissenschaftssprache, nicht nur in den Naturwissenschaften, auf dem Rückzug ist und vom Englischen abgelöst werden soll. An unserer Julius-Maximilians-Universität kann man schon

Political and Social Studies sowie
Political and Social Science

studieren, und in diesen Studiengängen gibt es ein *Bachelor*- und ein *Master*-Diplom. An der Freien Universität in Berlin gibt es eine *Friedrich Schlegel Graduate School of Literary Studies*; Leiter ist ein Germanist. Im Zuge der sogenannten Exzellenz-Initiative

mussten Germanisten mit deutscher Muttersprache auf Englisch diskutieren, damit deren Exzellenz auch Leuten sichtbar wird, die zwar nicht Deutsch können, aber ein germanistisches Forschungsvorhaben beurteilen.

Man kann nun einwenden, dass dies alles eine eingeschränkte Sicht eines germanistischen Sprachwissenschaftlers sei; doch auch unter naturwissenschaftlichen Kollegen regt sich der Widerstand. Ich führe nur eine Äußerung des Wissenschaftsjournalisten Stefan Klein, der über theoretische Biophysik promoviert wurde, aus dem Jahre 2007 an (zit. Schneider 2008):

„Ein Haufen Puzzleteile ist noch keine Wissenschaft. Jede Disziplin braucht auch Veröffentlichungen, die Zusammenhänge aufzeigen, aufregende Ideen vermitteln und neue Konzepte umreißen.“

Dazu kommt, dass jede Fachsprache der Metaphern bedarf, die aus der Muttersprache des Wissenschaftlers geholt werden. In jeder Sprache kondensiert sich die jahrhundertealte Erfahrung einer Sprachgemeinschaft, oder wie es der Journalist Wolf Schneider in seinem jüngst erschienen Buch formuliert:

„Es sind die Wörter, die geballten Erfahrungen und Erinnerungen unserer Ahnen, die uns, je nach Gebrauch, in Vorurteile einmauern oder unseren Gedanken Flügel geben.“

Es sind dies nicht nur die Wörter, es sind dies, wie wir am Lied des Lynceus gesehen haben, auch lautliche, morphologische und syntaktische Strukturen sowie Konventionen des Textierens. Wenn bestimmte Fachbereiche nur noch auf Englisch verbalisiert werden, dann verliert das Deutsche die Fähigkeit, die Fachsprache weiterzuentwickeln, dann begibt man sich der Gelegenheit, weite Teile der Gesellschaft an wissenschaftlichem Diskurs zu beteiligen. Die Wissenschaft wird nicht nur durch die neuen Strukturen einer „unternehmerischen Universität“ (Wolfgang Hermann, Präsident der TU München) entdemokratisiert. Der frühere Ministerpräsident Edmund Stoiber hat als Mitglied des Universitätsrates der TU München mehr „Elitebildung“ gefordert und dies durch die Notwendigkeit von mehr „englischsprachige[n] Angeboten“ (SZ 06.12.07, S. 59) konkretisiert. Ich frage mich, ob Herr Stoiber, die Tatsache,

daß der Hauptbahnhof im Grunde genommen näher an Bayern an die bayerischen Städte heranwächst weil das ja klar ist (URL 1)

ebenso feinsinnig auf Englisch hätte formulieren können.

Was da alles im Zusammenhang mit dem Stichwort ‚Bologna-Prozess‘ auf uns zukommt, stimmt mitnichten optimistisch. Ich aber möchte heute den skeptischen Blick in die Zukunft beenden, dafür den Rückblick ähnlich wie unser Freund Lynceus mit dem Präteritum, dem Tempus der Erinnerung, formulieren:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sey wie es wolle,
Es war doch so schön!

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

GOETHE, Johann Wolfgang (1997): *Letzte Jahre 1827-1832*. Hg. von Gisela Henckmann/Dorothea Hölscher-Lohmeyer. München/Wien (=Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe Bd. 18.1).

Sekundärliteratur:

ADELUNG, Johann Christoph (2001): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Elektronische Volltext- und Faksimile-Edition nach der Ausgabe letzter Hand. Leipzig 1793-1801. Berlin (=Digitale Bibliothek 40).

BIRUS, Hendrik (2003): Weltliteratur. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 3. Berlin/New York.

BRINKMANN, Henning (1971): *Die deutsche Sprache*. Gestalt und Leistung. 2. Aufl. Düsseldorf.

COSERIU, Eugenio (1994): *Textlinguistik*. Eine Einführung. Tübingen/Basel (=UTB 1808).

GRIMM, Jacob und Wilhelm (2004): *Deutsches Wörterbuch*. Der digitale Grimm. CD-ROM-Version. Frankfurt.

HEDERICH, Benjamin (2006): *Gründliches mythologisches Lexikon*. Neusatz und Faksimile der Ausgabe Leipzig 1770. Berlin (=Digitale Bibliothek 135).

HUNGER, Herbert (1974): *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Reinbek.

PLATON (1998): *Platon im Kontext*. Sämtliche Werke auf CD-ROM. Berlin.

SCHNEIDER, Wolf (2008): *Speak German!* Warum Deutsch manchmal besser ist. Reinbek.

SCHÖNE, Albrecht (2005): *Johann Wolfgang Goethe. Faust*. Kommentare. Frankfurt (=Deutscher Klassiker Verlag im Taschenbuch Bd. 1).

URL 1: <http://www.die-stimme-der-freien-welt.de/post/20060113/stoiber-transrapid> (06.02.08).

ZIMMER, Dieter E. (1986): *Redens Arten*. Über Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch. Zürich, S. 67ff.

Résumé

Světové texty a světy textů

Východiskem přednášky „Světové texty a světy textů“ je detailní analýza úryvku Goethova Fausta (Lynceova píseň), při níž jsou aplikovány téměř všechny základní lingvistické disciplíny. Pomocí této analýzy autor demonstruje, jak texty dokáží vytvářet vlastní světy a jak obtížné (někdy nemožné) je převést tyto světy do jiného jazyka. V této souvislosti poukazuje na skutečnost, že současné používání angličtiny jako odborného jazyka v německém prostředí je spojeno s ochuzením výrazových možností a je vážným nebezpečím pro další rozvoj němčiny jako odborného jazyka.

Summary

World Texts and Worlds of Texts

The lecture 'World Texts and Worlds of Texts' draws on a detailed analysis of an extract of Goethe's *Faust* applying almost all fundamental linguistic approaches. Via this analysis, the author demonstrates how texts are capable of creating their own worlds, and how difficult (and sometimes impossible) it is to transfer these worlds into another language. In this connection the author points out how the current use of the English language as a medium of professional communication in German-speaking countries is related to a reduction of expressive means and represents a serious threat to the future development of German as a language of professional communication.